

Gesucht: ein echter Samichlaus!

Autor(en): **Blum, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 5

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666087>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GESUCHT: EIN ECHTER SAMICHLAUS!

In keinem Lehrplan steht zwar geschrieben, dass Unterstufenlehrerinnen für das Auftreten eines Samichlauses im Schulzimmer verpflichtet sind. Aber es gibt ungeschriebene Gesetze, die niemand umzustossen wagt. Und ein solches verlangt gebieterisch, dass wir Lehrgotten unsern Kleinen die Begegnung mit dem lieben, alten Weihnachtsmann vermitteln.

Nun wissen unsere Erstklässler in der Regel, dass am 6. Dezember die Welt von unechten Kläusen wimmelt, von abenteuerlich verummten Mannsbildern mit angeklebten Bärten, die nur Väter und Grossväter, Onkeln und Nachbarn sind. Doch seltsamerweise können diese Pseudokläuse den kindlichen Glauben an einen einzigen, unantastbar echten Nikolaus nicht erschüttern. Die Seelen unserer Kleinen wurzeln noch so tief im Märchenreich, dass sie sich sichtbar sträuben, aus dem Wunderbaren hinauszutreten in eine geheimnislose Realität. Und leidenschaftlich halten sie fest am Bild des wirklichen Samichlauses, der nach ihrer Ansicht tief im hintersten Schwarzwald wohnt — ein gottähnliches, allwissendes Wesen, das die Sprache der Tiere versteht und die Sünden aller Kinder kennt. Ganz dunkel erinnern sie sich daran, dass sie ihn früher einmal gesehen haben — damals, als sie noch nicht fähig waren, angeklebte Bärte von echtgewachsenen zu unterscheiden. Heute, mit sieben und acht Jahren, haben sie freilich schon alle Hoffnung aufgegeben, diesen Unsterblichen noch einmal vor Augen zu bekommen. Sie haben sich damit abgefunden, dass an seiner Statt immer nur verkleidete Verwandte und Bekannte erscheinen. Die Dummen denken nicht darüber nach, warum es so ist. Die Gescheiten aber suchen nach plausiblen Gründen. «Schliesslich», überlegen sie sich, «kann der richtige Samichlaus nicht gleichzeitig überall sein. Er ist auf die Mithilfe vieler Menschenkläuse angewiesen, die in

seinem Namen die braven Kinder beschenken und die bösen bestrafen.»

So ungefähr äussern sich meine Schüler jedesmal, wenn in der Schule das Thema Nikolaus des langen und breiten abgehandelt wird. Arme Kinderlein, ergreift euch nun schon so bald die Not des Erwachsenen, der glauben möchte und doch nicht glauben kann, weil er «der Sache nicht mehr traut?» Ich möchte euch so gerne diese Not recht lange ersparen und euern Glauben an das Wunderbare sorgsam hegen und pflegen. Ich möchte euch so gerne ein Türlein ins Märchenland offen halten. Dazu gehört, dass ich euch am 6. Dezember die Begegnung mit dem echten Samichlaus vermittele.

Aber bis heute habe ich ihn nicht gefunden, den tief Ersehnten, der meinen Wünschen und dem Idealbild der Kinder entspricht. Er sollte einen echten Bart haben und überzeugend schwarzwälderisch reden. Er sollte gleichzeitig ein liebevoller, poetischer Märchenonkel und ein handfester, strenger Rutenschwinger sein. Er sollte, ach, er sollte so viel! Offenbar verlange ich Unmögliches. Denn jedesmal, wenn ich fest überzeugt bin davon, diesmal ganz gewiss den vollkommenen Weihnachtsmann engagiert zu haben, endigt die liebevoll vorbereitete Schaustellung mit einer Niederlage. So oder so kommt die Klasse zur Ueberzeugung, es lediglich mit einem Popanz zu tun zu haben. Ein Bart, der verrutscht, ein Schwabendialekt, der misslingt, eine Redewendung, die allzu heimatlich klingt, kann der schönsten Illusion den Garaus machen. Und am schlimmsten ist, wenn der Tonfall der Stimme den Vermummten verrät, dass die Kinder nachher im Chore rufen: «Ach, es war ja nur der Herr Soundso!»

Was macht eine Lehrerin in einem solchen Augenblick? Soll sie weiter schwindeln oder klein beigeben und eingestehen, dass alles nur Theater war?

*

In der Regel ist es so, dass wir Schulmeisterinnen einen unserer männlichen Kollegen für den 6. Dezember zum Samichlaus ernennen. In jedem Schulhaus gibt es zumindest einen Lehrer mit Samichlaus-Talent. Auch in meiner Schule waltet so ein hilfsreicher Geist, der sich Jahr für Jahr willig in die nötige Verhüllung stürzt. Bei meinen Kolleginnen gilt er als der beste Samichlaus der ganzen Stadt. Er kann wunderbar schwäbeln, wunderbar seine Stimme verstellen und den Bart so geschickt anbringen, dass er ganz naturgetreu wirkt. Und vor allem kann er herrlich erzählen.



Vor dem Weihnachtsschauferster

Photo R. Gautschi

Wenn er sein Leben im verschneiten Schwarzwaldhäuschen schildert, wenn er von seinem vertrauten Umgang mit Engeln und Zwergen, Rehen und Vögeln berichtet, dann vergisst sogar die Lehrerin die Wirklichkeit. Er hat nur einen einzigen Fehler, der Gute: er kann nicht überzeugend böse sein mit den Sündern, die Strafe verdienen. Alles ist Sanftmut und Liebe an ihm. Wenn er die Liste mit den Namen der Uebeltäter verliest und dabei ein paar zaghafte Drohungen anbringt, klingt seine Stimme so, als ob er sich lieber entschuldigen möchte. Darum glaubt ihm kein einziges Kind, wenn er Anstalten macht, einen besonders schlimmen Frechsdachs in den Sack zu stecken. Sie brechen sogar in lautes Jubeln aus und schreien übermütig durcheinander: «Ich auch! Ich auch!» Dann muss die Lehrerin an Stelle des Klausens zum Bakel greifen und energisch Ruhe erzwingen. Aber das Lachen auf den Gesichtern der Kinder lässt sich nicht mehr vertreiben. Da und dort macht es sich in glucksenden Tönen Luft, und nur mit knapper Mühe können die obligaten Klausensprüche aufgesagt, die entsprechenden Liedlein abgesungen werden. Die einmal entfesselte Heiterkeit will kein Ende mehr nehmen. Am liebsten würden die Mädchen diesem herzigen Klausonkel auf die Knie klettern und ihm Ali machen. Und den Buben zuckt es in den Fingern, seinen Bart zu zausen. Alle staunende Ehrfurcht des ersten Augenblicks ist auf und davon. Und sobald er aus der Türe ist, werden Stimmen laut, die die Echtheit dieses Samichlaus vorwitzig bezweifeln, darum, weil es ihm nicht gelang, jene Atmosphäre heimlichen Grauens zu schaffen, die nach kindlicher Ueberzeugung von jedem richtigen Niklaus ausgehen muss.

Aus diesem Grunde beschloss ich eines Jahres, diesen allzu lieben, allzu onkelhaften Samichlaus durch einen etwas böseren, unheimlicheren zu ersetzen. Ich hielt Umschau nach einem Sack- und Rutenträger mit dämonischen Seelenqualitäten und glaubte ihn endlich gefunden zu haben in einem robusten Handwerksgesellen germanischer Nationalität, der auf wunderbar schwäbische Art und Weise «hano» sagen konnte, so ein wenig durch die Nase. Ich instruierte ihn gehörig, inspizierte kritisch seine Ausstattung, überreichte ihm Gabensack und Sündenliste und empfahl ihm angelegentlich, die drei vordersten Knaben scharf «ins Koramt» zu nehmen, sintemal es sich hier um drei Erzstricke handelte, die eine gehörige Einschüchterung längst verdient hatten.

Niemehr vergesse ich das Auftreten dieses Klausens Nummer zwei! Schon die Art und Weise, wie er ins Zimmer gepoltert kam — mit vorsündflutlichen Flösserstiefeln, die mich sogleich an Hauffs «Holländermichel» gemahnten — jagte nicht nur den Kindern, sondern auch der Lehrgotte panischen Schrecken ein. Dass dieser Samichlaus zu allem fähig war, bewies der zappelnde Sack auf seinem Rücken, aus dem ein märterliches Weinen kam: er hatte nämlich unterwegs einen Drittklässler eingesteckt und ihm empfohlen, recht jämmerliche Töne auszustossen. Und was dem Gefangenen des Sackes nun ein herrliches Gaudium war, wurde den erschrockenen Erstklässlern zum Auftakt eines Entsetzens, das aller Beschreibung spottete. Die einen sassen wie starre, blasse Steinbilder in den Bänken und wagten kaum zu atmen, die andern brachen in verzweifertes Schluchzen aus. Umsonst gab ich den Kindern tröstliche Worte und viele Zeichen der Beruhigung, umsonst flüsterte ich diesem Böölimann in Klausenkutte ins Ohr: «Rollen Sie die Augen nicht so fürchterlich! Brüllen Sie bitte nicht so laut!» Es war alles vergeblich. Mit Donnerstimme verlas er Strafliste, wozu er andauernd mit der Rute fuchtelte. Und zuletzt liess er die drei Erzspitzbuben nach vorne kommen und verabreichte jedem von ihnen einen vaterländischen Hosenspanner. Damit hatte er glücklicherweise seine Mission erfüllt. Brummend überreichte er mir den Gabensack, drohte noch einmal mit der Fitze und verschwand.

Wenn ich damit gerechnet hatte, meine Kinder würden diese reichlich dämonische Klaus-Erscheinung für den echten Schwarzwald-Samichlaus halten, musste ich mich schnell eines andern belehren lassen. Die ganze Klasse war einstimmig davon überzeugt, dass dieser Kuttenmann mit Fuhrmann-Allüren der menschlichen Gattung angehörte. «Denn», sagte das blonde Annili bestimmt, «mit einem solchen Kerli würde das liebe Christkindlein nie befreundet sein.»

Auch die drei Abgestraften beharrten auf der Ansicht, von einer sehr irdischen Männerhand traktiert worden zu sein. Trotzdem gingen ihnen die Streiche in wohlthätiger Weise nach: sie führten sich inskünftig beträchtlich manierlicher auf.

Dieser eine erzieherische Erfolg bereitete mir aber wenig Freude. Das furchtbare Erschrecken aller andern Kindern lag mir zu schwer auf der Seele, und ich beschloss, nie mehr einen Samichlaus mit «dämonischen» Eigenschaften anzustellen. Es blieb mir nichts anderes übrig, ich musste

mich inskünftig wieder abfinden mit dem andern Samichlaus, dem onkelhaften gütigen, sanften, lieben. Nun aber wird er nächstens pensioniert. Was dann? Mir graut vor dem Augenblick, der mich zwingt, abermals auf die Sankt Niklaus-Suche zu gehen.

Komme, was kommen mag, eines ist gewiss: ich werde keinen mehr engagieren, ohne vorher eine Hauptprobe mit ihm abzuhalten, damit ich nicht mehr Gefahr laufe, die Katze im Sack zu kaufen.

L E I S E R W E R D E N

Wir leben im Zeitalter des lauten Redens. Es gab sogar Jahre, da sich jedermann, der nicht über eine Stentorstimme verfügte, beinah schämen wollte. Denn es war so zeitgemäss zu brüllen und angebrüllt zu werden. So war es in den höheren und höchsten Weltkreisen, und eine Nachwirkung davon übertrug sich auf die Niederungen der gewöhnlich Sterblichen. Wer nicht gerade ausgesprochen abseits stand, tendierte, vielleicht absichtslos, nach möglichst lautem Reden, möglichst selbstsicherem Gebaren, und wer einen Anflug von Zurückhaltung zeigte, galt nicht als bescheiden, sondern als schüchterner Schwächling.

Vielleicht half das Emporkommen der Lautsprecher zu diesem Unfug. Es gab — und gibt — Familien, wo man sich während des Mittagessens zuschreit: «Reich mir den Salat, bitte!» und dazu erklingt, noch viel lauter, für einen Konzertsaal aufgestellt das Vivace aus einer Sonate oder das Allegro aus einer Symphonie unter der Leitung von Stokowsky mit dem Philadelphia-Orchester: Ja, das gab's und gibt's. Dabei gewöhnt man sich das Reden natürlich entweder ganz ab oder man beginnt zu schreien.

Bei vielen Menschen ist es auch ein angeborenes Laster. Obwohl sie sicher selber bis zum Ueberdruss genug bekamen von den lauten und überlauten Reden der letzten Jahre, tun sie im Kleinen ganz dasselbe. Sie schreien die andern einfach

nieder. Sie schreien am Telephon, dass es durch mehrere Etagen vernehmbar ist, sie schreien mit ihren Kindern, als ob dieselben als Schwerhörige geboren wären, sie schreien zur Begrüssung und zum Abschied. Kurz, die meisten Menschen haben völlig das Gefühl dafür verloren, mit welcher Lautstärke man für die Oeffentlichkeit, mit welcher zu Hause, mit welcher in einem grossen Saal, mit welcher in einem Zimmer zu reden ist.

Etwas vor allem ist auffallend: das Sprechen mit erhobener Stimme im Treppenhaus. Ich habe mich schon oft gefragt, wieso fast alle Frauen im Treppenhaus lauter reden als in ihren eigenen vier Wänden. Offenbar haben sie das Bedürfnis, einer weiteren Umgebung ihre Gedanken und Gefühle kundzutun. Aber sollte es nicht eher umgekehrt sein? Sollte man nicht gerade deshalb die Stimme dämpfen, weil sie auch zu andern dringt, zu solchen, die man gar nicht ins Gespräch einbeziehen darf, weil sie so ziemlich sicher gerne ihre Ruhe haben möchten.

Durch lautes Reden gewinnt man nämlich die Sympathie des Hörers so ziemlich sicher nicht. Man hat auch gar nicht den überwältigenden Einfluss auf die Dauer, den sich die Lauten vorstellen. Man lässt sich vielleicht im Moment imponieren und niederschreien. Aber die dauernden und feineren Kräfte werden sich dagegen sträuben. Denn der Mensch lässt sich auf die Länge nicht mit Gewalt dirigieren. Die besten Lehrer sind nicht jene, welche am lautesten reden, sondern jene, die am ruhigsten und eindringlichsten sprechen. Die besten Aerzte sind nicht jene, die losbrüllen, sondern die, welche ihre Patienten sozusagen in Samt wickeln mit ihrem Organ. Die ergreifendsten Szenen auf einer Bühne sind nicht die lauten, sondern die stillsten. Das grösste Talent an den Tasten eines Flügels zeigt sich beim Pianissimo. Die zärtlichsten Worte spricht man leise, und das tiefste Leid ist wortlos wie das tiefste Glück.

Die menschliche Stimme ist auf beides eingerichtet, auf Forte und Piano und auf viele Zwischenstufen. Dennoch gibt es Menschen, die nur Forte sprechen — genau so falsch, wie immer und ausschliesslich piano zu reden.

Die wunderbarste Wirkung besitzt ein ruhiges Piano dem zorngefüllten Forte gegenüber. Wenn man uns also anbrüllt, so seien wir dennoch ruhig und gemässigter Stimme. Es wirkt Wunder.

Und eine leiser werdende Welt wäre das Wunder unserer Zeit.

Lor.